

HELMUT WOLFF

Geschichten aus einem langen Leben. Aufgeschrieben von Ulrich Weiß

Ich erzähle gern

Du meinst also, mein Junge, die Geschichten vom alten Wolff sind interessant. Aber sag doch mal, wer will schon von den Erlebnissen eines einfachen Menschen etwas wissen? Die hinter Sensationen und Geld her sind, doch bestimmt nicht, und die Verbitterten, Perspektivlosen brauchen mich auch nicht. Ich bin zum Glück heil aus dem Krieg gekommen und habe dann fast ein halbes Leben hier in Niederschönhausen meine Aufgaben erfüllt und glücklich gelebt. Und das Ende vom Ganzen? Eine Welt, in der meine alten Ängste alle wieder da sind, und in der ich die Jugend um ihre Zukunft nun wirklich nicht beneide. Statt dessen sollen meine besten vierzig Jahre eine schreckliche Zeit gewesen sein. Denke positiv! heißt es überall. Zu diesem Kasperletheater passe ich nicht.

Drei Geschichten, drei Weltanschauungen

Manchmal denke ich, in mir stecken gleich drei Leben und drei Weltanschauungen. Die erste ist eine christliche. Meine Mutter war eine streng gläubige Baptistin. Sie hat mich damit aber selbst in Widersprüche gebracht, weil ich über sie die Armut kennengelernt habe. Mutter war Solosängerin im Kirchenchor. Sie hat meinen taubstummen Vater geheiratet. Aus Mitleid, aus ihrem Glauben heraus wollte sie helfen. Ihr Mann hat es ihr aber nicht gedankt.

Ich habe auch im Chor gesungen. Professor Hugo Rüdel, der Chorleiter der Staatsoper, war auch unser Chorleiter. So bin ich schon als Kind viel herumgekommen. Wir haben im Film *Brand in der Oper* mit Gustav Fröhlich mitgewirkt, sind nach Norwegen und Schweden gefahren. Dort waren wir bei Leuten in großen Villen untergebracht. So etwas hatte ich noch nicht gesehen. So viel Reichtum und so viel Armut! Dazu sagte Mutter nur immer: »Das ist von Gott gewollt.« Meine Mutter ist bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen. Sie tut mir heute noch leid. Was hat sie denn von ihrem Leben gehabt? Dagegen lebten wir im Osten in einer glücklichen Zeit. Meine Frau mußte als Kind in Charlottenburg betteln gehen, damit sie überhaupt leben konnten. So war das.

Der eine Kommunist

Im Friedrichshain, in der Palisadenstraße 5, wohnte die Familie Hampel. Die hatten fünf Kinder, alles Jungs. Der jüngste, der Albert, war mein Freund. Alle Söhne waren im Kommunistischen Jugendverband. Nur einer nicht, der ging zur SA. Da gab es einen

Helmut Wolff – Jg. 1917

fürchterlichen Krach. »Was seid ihr für blöde Hunde«, schrie der SA-Mann immer, »ich habe wenigstens Arbeit.«

Hampels hängten als einzige im Haus auch die rote Fahne aus dem Fenster. Ich weiß noch, wie der Vater einmal vier Groschen nach Hause brachte. Einen legte er auf den Tisch. »Der ist für Muttern, fürs Gas. Und die drei Groschen, die gehen an die Rote Hilfe.« Solche Solidarität habe ich bei den Kommunisten erlebt. Und heute, da wird so getan, als wären das Verbrecher gewesen.

Eines imponierte mir aber bei Hampels überhaupt nicht: das ständige Geschimpfe und Getobe im Haus. Zwar hat auch mein Vater der Mutter, sie war eine uneigennützigste, stille Seele, die Hölle heiß gemacht. Das war auch nicht schön, aber diesen ständigen Radau bei Hampels wollte ich auch nicht. Und so habe ich mich dann auch von Albert getrennt.

Der Sozialdemokrat

Mein Lehrmeister bei der Post, der Albert Mielke, war Sozialdemokrat. Er war für mich so etwas wie ein Ziehvater. Er hatte selbst zwei Kinder und in Hohenschönhausen eine Laube. Dort besuchte ich ihn oft und spielte mit den Kindern. Albert erzählte oft vom Ersten Weltkrieg. Er schwärmte davon, wo er da alles war. »Wir Sozialdemokraten lehnen zwar die jetzige Gesellschaft ab,« das war sein Spruch, »doch wenn wir zu den Fahnen gerufen werden, dann erfüllen wir unsere vaterländische Pflicht. Wir sind nämlich treue Diener des deutschen Volkes, egal, wer gerade an der Regierung ist.« Das erschien mir richtig. Ich wollte auch dem Volke dienen.

Mit den Kommunisten wollte Albert auf keinen Fall zusammengehen, auch dann nicht, wenn nur so noch der Faschismus verhindert werden konnte. »Hitler,« so glaubte auch er, »der muß sich ja auch an die demokratischen Spielregeln halten. Außerdem wirtschaftet er ab. Den Thälmann aber wollen wir auf keinen Fall. Bei dem weiß man nicht, ob er es ehrlich meint.«

Gleich nach dem Krieg sahen wir uns wieder. »Ein Glück Helmut, daß du da bist.« Albert machte sich und seiner Partei bittere Vorwürfe: »Wir haben einen schlimmen Fehler gemacht, als wir nicht mit den Kommunisten Hitler verhinderten.« Das und »Nie wieder gegeneinander«, das waren seine Reden. Und er hatte doch auch wirklich recht. Er trat sofort für die Vereinigung zur SED ein. Heute sind es sogar die Sozialdemokraten selbst, die die Deutschen wieder in Kriege führen. Waren denn die schlimmen Erfahrungen und die ganzen Opfer umsonst?

Ein anderer Kommunist

Nach dem Krieg hatte ich erst wieder bei der Post angefangen. Dort habe ich Paule Bonnemann kennengelernt. Der war zwölf Jahre im KZ. Ich dachte, ein Mensch, der das erlebt hat, der müßte doch vor Haß triefen auf alle Leute, die an seinem Unglück schuld waren. Das sagte ich ihm auch. Doch Bonnemann dachte ganz anders. »In Deutschland laufen jede Menge Nazis rum. Fast alle haben bis zum Schluß mitgemacht. Aber mit mindestens achtzig Prozent der Leute müssen wir den neuen Staat aufbauen. Andere Menschen gibt es nicht. Wer wirklich Verbrechen begangen hat, der muß ins Gefäng-

nis. Wer aber seine Strafe abgessen hat, der hat wie jeder andere ein Recht auf Arbeit und auf ein Dach überm Kopf.«

Für mich selbst war das auch sehr wichtig. Im Krieg war ich nämlich im Osten. Wir hatten einen Kompaniechef. Er war auch bei der Post, und wir freundeten uns an. Der glaubte tatsächlich, daß er gar nicht sterben könnte. Er stellte sich an der vordersten Linie immer wieder ganz offen hin. Dann, wir waren in einem Kessel, krachte es doch und er fiel um. Wir haben ihn auf eine provisorische Trage gelegt und ihn dann viele Stunden durch den Schnee geschleppt. Er ist tatsächlich mit dem Leben davongekommen.

Dafür habe ich das EK II bekommen, und ich war stolz darauf. Diese Geschichte habe ich in unserer Parteigruppe gleich nach der Wende erzählt. Der junge Hermlin, der André, hatte vorgeschlagen, daß wir uns erst einmal die Geschichten erzählen, die uns belasten.

Nein, Widerstand habe ich nicht geleistet. Ich habe nicht einmal daran gedacht. Wir lagen zum Beispiel einmal lange Zeit auf freiem Feld in den Schützenlöchern. Fast alle hatten Malaria, ich auch. Vor Zittern konnten wir gar nicht schießen. Wir waren völlig fertig und heilfroh, daß die Russen auch still hielten. Da kam ein Major, ein unmöglicher Kerl, der brüllte rum, wieso hier nicht geschossen würde. Er würde uns vors Kriegsgericht bringen. Plötzlich hielt einer von uns die Waffe auf ihn: »Hau ab du, sonst knall ich dich ab.« So etwas wäre mir nie eingefallen. Doch das gab es, und es ist dem Mann nichts passiert. Vergessen habe ich das aber nie.

Obwohl ich kein Nazi war, habe ich mich nach dem Krieg tatsächlich gefragt: Mußt du, weil du ohne Gewissensbisse in den Krieg zogst, weil du für den Gwisdeck das Eiserne Kreuz erhieltst und darauf auch noch stolz warst, muß du dich deshalb als einen Verbrecher ansehen?

Paul Bonnemann hat mir mit seiner Haltung gegenüber der Mehrheit der Deutschen sehr geholfen, mit diesen Fragen fertig zu werden. Ich sagte mir, wenn selbst die Kommunisten, die rechtzeitig vor all dem gewarnt hatten und die als Antifaschisten die ersten und die meisten Opfer gebracht hatten, ihren Haß überwinden und sogar den vielen Nazis eine Lebensperspektive bieten, dann mußst du dich doch nicht als Verbrecher ansehen. Ja, wer nicht direkt Kriegsverbrechen begangen hatte, der muß als Mensch angenommen werden, und wer verurteilt wurde und dann wieder frei kam, der auch. Ich fand das sehr menschlich. Damit konnte ich selbst gut leben und das habe ich mir dann auch zum Prinzip gemacht, wenn ich mit früheren Nazis zu tun hatte.

Nie wieder Uniform?

Im Kriegsgefangenenlager war es uns allen völlig klar: Nie wieder wollten wir Waffen tragen. Doch Paule Bonnemann meinte, wir bräuchten eine neue Polizei und ich gehöre dahin. Es hat eine Weile gedauert, bis ich begriffen hatte, daß Uniform nicht gleich Uniform ist und daß eine Pistole an sich erst mal weder gut noch schlecht ist. Ich hatte gelernt zu fragen, wer wofür und wogegen die Waffen braucht. Es war ja auch bald nicht mehr zu übersehen, daß die wirklichen Faschisten, die Kriegsverbrecher und -gewinnler und die Nazirichter im Westen nicht mehr ernsthaft verfolgt

wurden. Sie kamen bald wieder in führende Funktionen. Dort lebte das Alte doch wieder auf, aus dem das ganze Verbrechen hervorgegangen war. Und nach dem, was meine Frau und ich in der Kindheit und im Krieg erlebt hatten, wollten wir eine neue Gesellschaft, und die entstand eben im Osten. Und für die wollte ich mich einsetzen. So ging ich also zur Polizei. Dort waren viele, die aus dem einfachen Volk kamen und so wie ich bittere Erfahrungen verarbeitet hatten. Ich denke, unsere Polizei ist wirklich eine Polizei des Volkes geworden. Ehemalige Kriegskameraden machten mir Vorwürfe, weil ich wieder eine Uniform angezogen hatte. Doch ich hatte gute Gründe. Überzeugt habe ich sie damit jedoch nicht.

Schwerter zu Pflugscharen?

Heute ist die Frage nach den guten und den schlechten Waffenträgern völlig sinnlos geworden. Ich meine, man sollte endlich das ganze Soldatsein abschaffen. Es gibt überhaupt keinen vernünftigen Grund, Menschen aufeinander zu hetzen. Obwohl ich kein gewalttätiger Mensch bin, auf den Scharping, der die Deutschen wieder in den Krieg trieb, könnte ich heute mit dem Knüppel losgehen.

1953, 17. Juni

Da war ein großer Tag im Friedrichstadtpalast. Wir marschierten von dort geschlossen zur Stalinallee. Ich war oft auf den Baustellen in der Stalinallee und im Krankenhaus Friedrichshain. Da gab es überhaupt keine Unzufriedenheit. Es gab nur Funktionäre, die wollten die Normen erhöhen, ohne daß die technischen Voraussetzungen dafür vorhanden waren.

Am Vortag vom 17. Juni kam da einer auf die Baustelle Stalinallee und erklärte: »Die Kollegen vom Friedrichshain werden verhaftet. Da müssen wir hin.« Und so zogen viele Bauarbeiter los. Dann treffen sie auf einmal auf einen Zug, der kam ihnen vom Krankenhaus entgegen. »Wo kommt Ihr denn her,« fragten die, »wir denken, Ihr seid verhaftet?« Dort hatte jemand das gleiche über die Leute von der Stalinallee erzählt. Die Arbeiter gingen trotzdem weiter. Sie wollten nun zu Fritze Selbmann.

Am Ausgang Stalinallee tauchte dann ein Plakat auf Nieder mit der Regierung! »Was soll denn das? Es geht ausschließlich um die Normen,« sagten viele und verließen den Zug. Ich war dort selbst dabei. In Uniform. Das war bei den Bauarbeitern überhaupt kein Problem. Waffen hatten wir aber nicht.

Dann wurde da plötzlich ein Mann mitgeführt, voll mit blutigen Mullbinden eingewickelt. Das seien die Polizisten gewesen, hieß es. Unser Hauptmann Behrend, der den Braten roch, sagte: »Los, den holen wir uns.« Wir haben das auch geschafft und dem Mann die Binden runtergerissen. Da war nichts. Da kippte die Stimmung im Zug um. Manche haben auch die Gerüste verteidigt, als die sie von unten runterholen wollten.

Oberbaumbrücke

Wir sind dann zur Oberbaumbrücke. Dort rückten Tausende von der Westseite vor. Eigentlich sollten wir an diesem Tag rausfahren zum Schießen in die Seddingraben. Deshalb hatten wir in der

Dienststelle Karabiner. Die holten wir und schossen in die Luft. Nichts rührte sich. Wir standen hier und die drüben. Plötzlich raste ein sowjetischer Kübelwagen mit ein paar Soldaten auf die Brücke. Es änderte sich wieder nichts, bis ein Panzerspähwagen auftauchte. Der Kommandeur rief »Weg Leute, weg!« Dann stieg er langsam aus und zog die Schutzkappe vom Rohr. Da rannten sie weg. So war das an der Oberbaumbrücke.

Woanders kamen sie aber zu Tausenden aus dem Westen und haben Kioske und Autos angezündet, Fensterscheiben eingeschlagen. Das soll dann der Arbeiteraufstand gewesen sein. Die hatten sogar Zettel mit Anweisungen. Wer sich darauf von anderen Ganoven bestätigen ließ, daß er im Osten Sachbeschädigungen begangen hatte, der erhielt im Westen Fahrräder und andere Prämien. Solche Leute haben wir verfolgt. Manche sprangen vor Angst in die Spree. Sowjetsoldaten haben dann Sperrfeuer geschossen, so daß sie wieder zurück mußten. Dann kam eine neue Meldung. Die SED-Kreisleitung Friedrichshain solle gestürmt werden. Da war aber nichts los. Das war dann für mich der 17. Juni.

In den nächsten Tagen bin ich dann in viele Wohnungen gegangen, um mit den Leuten zu reden. Keiner wußte doch, was eigentlich los war. Wir haben dann Fragen beantwortet. Auch da habe ich nie irgendeine Forderung gehört wie »Die Regierung muß weg«.

Niederschönhausen, Grenzgänger

Später ging es dann immer um die Grenzgänger. Die arbeiteten im Westen und lebten im Osten durch den Umtauschsatz sehr billig. In Niederschönhausen gab es davon jede Menge. Mit solchen Leuten habe ich immer wieder diskutiert. Das waren doch Facharbeiter, die hier dringend gebraucht wurden. »Daß es nicht ewig so weitergehen kann, im Westen zu arbeiten und hier zu wohnen, das weiß ich auch«, wurde mir auch offen gesagt, »aber solange das noch möglich ist, mache ich das. Ich müßte doch dämlich sein.« Daß das nicht lange gut gehen konnte, weil es uns ja kaputt machte, das war doch klar.

Oberst a.D.

Niederschönhausen war ein alter Beamtenort. So einer wie ich aus Friedrichshain und vom Alex hatte früher nichts in dieser noblen Gegend zu tun. Was es da nicht alles gab: Bankdirektoren, Studienräte, Offiziere, bürgerliche Professoren. Ich bin als erstes hier von Tür zu Tür gegangen, um mich vorzustellen und mit den Leuten zu reden. Nur wenige haben mich abgewiesen. Aber auch mit denen konnte ich mich irgendwann doch vernünftig unterhalten. Ich war hartnäckig. In der Friedrich-Engels-Straße zum Beispiel wohnte ein Oberst a.D. und zwar in dem Haus, an dem dransteht »Gott bewahr dieses Haus vor falschen Freunden und Gefahr«. Der Mann war noch aus der Kaiserzeit, lebte hier hochherrschaftlich mit einer Bediensteten und allem drum und dran. Ich also hin zum Oberst. Das Dienstmädchen meldete mich. »Wer ist denn da?«, hörte ich ihn rufen. »Ein Herr von der Polizei.« »Dienstgrad?« »Leutnant.« Soll rein kommen.« Ich habe mich anfangs sehr gut mit ihm unterhalten. Ich hatte den Eindruck, er fand es völlig richtig,

daß ich mich ihm vorstellte. Auf einmal kriegte der aber mit, daß ich meinen Offiziersdienstgrad nicht wie er auf einer Akademie erhalten habe. Da war ich plötzlich Luft für ihn. Der sagte einfach nichts mehr und guckte durch mich durch. Mir blieb gar nichts weiter übrig, als zu gehen. Das hat lange gedauert, bis ich mich auch mit dem alten Oberst nett unterhalten konnte.

Frau Jäger

In der Grabbeallee wohnte Frau Jäger. Jeder wußte, sie war eine ehemalige Nazisse. Es ist eigenartig, gerade sie wurde später meine beste Freundin. Im Krieg hatte sie Funktionen im Luftschutz. Meine Genossen hatten mich informiert, ehe ich sie zum ersten Mal besuchte.

»Sie werden ja schon wissen, wer ich bin,« meinte sie denn auch, als ich bei ihr auftauchte. »Na, dann kommen Sie mal rein.« So ging das los. Diese Frau hatte keine konkreten Verbrechen begangen, wurde also auch nicht verfolgt. Sie konnte auch ihre Funktion als Hausvertrauensmann behalten. Sie stand loyal zur DDR, und mehr hat auch kein Mensch erwartet.

»Sie gefährden die Kinder!«

1957 habe ich mit einer Sache begonnen, die dann dreißig Jahre lang lief. In Pankow war bei einem Verkehrsunfall ein Kind schwer verletzt worden. Da habe ich mir gesagt: Der Straßenverkehr nimmt zu, es muß etwas getan werden. Die Kinder können am besten geschützt werden, so dachte ich mir, wenn sie selbst erkennen, wo die Gefahren liegen, und selber aufeinander achtgeben. Am Kurt-Fischer-Platz, jetzt Pastor-Niemöller-Platz, war es besonders gefährlich. Dort kommen die Autos aus der Kurve herausgeschossen, und gerade da liefen viele Kinder auf dem Weg zur Schule über die Grabbeallee. Zuerst sprach ich in der früheren Gerhart-Eisler-Schule mit Lehrern und Kindern. Dann besuchte ich die Straßenbahn- und Busfahrer der Linien, die hier fuhren. Auch in Elternversammlungen bin ich mit meinem Vorschlag aufgetreten: Größere Schüler könnten doch morgens für die kleineren den Übergang an der Straße sichern. Ich würde vorher mit ihnen gründlich üben. Gerade die Eltern fanden die Idee gut und ich bereitete alles ordentlich vor. Am Anfang habe ich von meinem Geld weiße Armbinden und Käppis gekauft. Die Kinder mußten für die Fahrer erkennbar sein. Einmal sprach mich eine Frau Professor, die hier um die Ecke wohnte, an: »Komm doch mal mit Deinen Schülern zu mir nach Hause.« Sie hat dann bei den Kindern Maß genommen und von irgendwoher weiße Jacken beschafft. Als wir alles zusammenhatten und die großen Schüler die Sache beherrschten, ging's los: Die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft stoppten immer, wenn einige Kinder beisammen waren, den Verkehr und begleiteten die Schülergruppe über die Straße. Die Kraftfahrer akzeptierten die Schülerlotsen. Jeden Morgen zwischen 7 und 7.45 Uhr standen wir an der Grabbeallee.

Auf einmal ging ein großes Theater los. Die Polizeiführung beschuldigte mich, ich würde die Kinder gefährden. Die Schüler seien überfordert. Die Eltern würden sich beschweren, und es sei

überhaupt unverantwortlich, die Kinder morgens bei Wind und Wetter auf die Straße zu jagen. Ich überschritte wieder einmal meine Befugnisse. Dieser Quatsch ging immer weiter, und ich wußte damals nicht, wie das enden sollte. Aber ich habe eben nicht klein beigegeben und einfach weiter gemacht.

Nach einiger Zeit erschien dann in der damaligen CDU-Zeitung *Neue Zeit* ein Artikel. Frau Ulrich, ihr Mann war Mitglied des Bundesvorstandes der CDU, hatte den geschrieben. Sie berichtete sachlich darüber, was wir wirklich taten, und hob hervor, daß seit langem auf dem Schulweg kein Verkehrsunfall mehr passiert sei.

Auf einmal kamen Leute an und wollten Näheres wissen. Sie waren über die Souveränität der Schüler erstaunt und fanden das alles gut. Plötzlich waren auch die Chefs einverstanden. Nachdem wir drei Jahre lang praktisch gearbeitet hatten, wurde 1960 offiziell eine AG Junge Verkehrshelfer gegründet. Ich war sozusagen vorher inoffiziell tätig. Na und? Jedenfalls wurde bald in der ganzen DDR eine große Bewegung junger Verkehrshelfer organisiert.

Sonntag, halb Zehn in die Heide

In den Fünfzigern und Sechzigern gab es in den Nebenstraßen noch so gut wie keinen Verkehr. Die Kinder spielten auf der Straße. Trotzdem hat es manchmal Unfälle gegeben. Vor allem Motorradfahrer fuhren extra in solche Straßen und drehten voll auf. Ich habe den Kinder hier empfohlen, doch lieber um die Ecke zur Sportgemeinschaft zu gehen. Die meisten waren aber an einem straff organisierten Sport nicht interessiert. Um sie erst einmal von der Straße wegzubringen, habe ich sie eingeladen, mit mir gemeinsam mal in der Heide Fußball zu spielen. Ich könnte doch gar nicht mit ihnen mithalten, meinten sie. Das werden wir ja sehen, so ich, nach einer Stunde liegt ihr mit eurer Karo-Lunge schon längst auf dem Rasen, und ich renne euch davon. Am nächsten Sonntag klingelte es tatsächlich. Unten warteten ein paar Kinder auf mich. Da mußte ich halt ran, und von da an ging das über Jahre so, jeden Sonntag, Punkt halb Zehn. Nach ein paar Wochen hatten wir schon zwei vollständige Mannschaften zusammen, Jungens und Mädchen. Meinem Nachfolger habe ich geraten, das fortzusetzen. Er hat das auch geschafft. Besser konnte ein ABV mit den Leuten im Wohngebiet gar nicht verbunden sein. Nach der Wende habe ich dann auch mal diesen KOB, oder wie das heute heißt, angesprochen. Der stolziert, wenn er hier überhaupt mal zu sehen ist, gewichtig mit einer Mappe unterm Arm rum. Er wollte von mir wissen, wie ich das gemacht habe, daß ich hier so gut klar kam. »Du mußt Dir schon ein bißchen mehr einfallen lassen, als nur irgendwelche Vorschriften zu erfüllen!« Das habe ich ihm gesagt. Doch wer tut denn in der jetzigen Gesellschaft so etwas noch?

Ich habe an sie geglaubt, wie an Götter

Ganz übel wird mir, wenn ich über unsere frühere Führung nachdenke. Ich habe gelesen, was Hans Modrow über unsere ehemaligen Spitzengenossen schreibt. Diese Überheblichkeit, eine solche Borniertheit und Machtgier! Ich kann das nicht begreifen. Solche Leute haben wir fast angebetet. Wenn mir früher einer gesagt

hätte, was bei unseren Oberen tatsächlich los war, dem hätte ich eine in die Fresse gehauen. Das hätte ich als Verleumdung angesehen.

An die Ehrlichkeit, an die Anständigkeit unserer führenden Genossen habe ich immer fest geglaubt. Wenn ich versuchte, den Menschen zu helfen, auf den Straßen und sonstwo, dann – so dachte ich mir – handle ich nach den Beschlüssen der Partei, also im Sinne der führenden Genossen. Wenn in diesen Beschlüssen etwas Fehlerhaftes war, dann habe auch ich das Falsche mit durchgesetzt. Das stimmt, und darüber muß man auch sachlich reden. Dafür kann ich mich auch bei den Leuten entschuldigen (aber nicht bei denen, die heute das große Wort führen und die uns früher nur Knüppel zwischen die Beine schmissen). Daß Fehler gemacht wurden, das ist noch kein Unglück. Wo eine neue Welt aufgebaut wird, geht es nicht ohne. Daß aber bei uns selbst unwürdige Menschen an der Spitze standen, das macht mich nachträglich noch fertig.

Was gut für die DDR war, so hieß das bei mir immer, das ist gut für die Menschen. Und was für die Menschen gut war, das konnte für die DDR nicht schlecht sein. Das war mein Maßstab und ich dachte immer, daß ich mir darin mit den Oberen völlig einig bin. Wenn ich etwas Vernünftiges tun konnte, dann habe ich das einfach getan. Da mußte ich nicht erst auf einen Beschluß warten. Selbst wenn ich dann manchmal Ärger bekam, weil das nicht in irgendeiner Weisung oder Ordnung paßte.

Hermlin und andere. Die Intellektuellen

Wir hatten da eine Versammlung in der Alten Baumschule. Da waren alle da, auch Stephan Hermlin. Als ich den sah, war ich froh. Der ist dir eine große Unterstützung, dachte ich. Doch er hat mich sehr enttäuscht. Diesen Leuten war nie etwas gut genug.

Ich halte nicht viel von sogenannten Intellektuellen. Oft habe ich den Eindruck gehabt – im Osten und noch mehr jetzt im Westen –, sie quatschen viel und kennen doch gar nicht die Mühe der Menschen, die täglich eine einfache Arbeit machen und die ihre Ideen umsetzen sollen. Ich traue ihnen einfach nicht. Irgendwie, so scheint es mir, geht es ihnen mit ihrem Gerede nur um Herrschaft über andere. Sie wollen Einfluß, Macht und Geld. Sicher kenne ich auch gebildete Leute, die sich nicht über andere erheben. Nicht der akademische Grad, sondern Achtung und Offenheit gegenüber anderen Menschen, das ist für mich entscheidend.

Honecker

Honecker war für mich auch immer ein ungebildeter Mensch. Er stammte so wie ich aus einer einfachen Familie. Was hätte er denn auch in seiner Jugend besonderes lernen können? Doch er hat sich den Faschisten nicht gebeugt, wurde zehn Jahre eingesperrt und hat doch immer zu seiner Sache gestanden. Ihn achte ich. Was haben die Leute, die ihn, nachdem er gestürzt war, mit Schmutz bewarfen, geleistet? Wie hätten sie denn an seiner Stelle im Faschismus gehandelt? Wenn ich auch sehr enttäuscht bin über das, was ich bei Modrow über Honeckers Festklammern an alten Methoden gelesen habe, er war aufrecht bis zuletzt, und das achte ich mehr als die Wendigkeit der angeblich Gebildeten.

Die Arroganz der Chefs

Ich habe vor einiger Zeit die früheren Vorgesetzten meiner Frau erlebt. Das war zur Beerdigung ihrer Kollegin, mit der sie viele Jahre in der Druckerei der Parteihochschule gearbeitet hatte. Die früheren Chefs waren auch da. Doch sie blieben nur unter sich. Sie haben da zusammengestanden und sind nicht einmal zu meiner Frau gekommen. Sie haben sie nicht begrüßt. Sie war Luft für sie.

Einsamkeit

Früher haben sich hier bei mir zu Hause die Leute die Klinke in die Hand gegeben. »Hast Du nicht? Kannst Du nicht?« So ging das immerzu. Ich hatte gedacht, ich habe viele Freunde. Doch nun kann ich seit einem ganzen Jahr schon nicht mehr aus dem Haus. Da haben die Genossen nicht einmal eine halbe Stunde Zeit für mich. Nur selten kommt mal einer. Ich bin schwer enttäuscht. Nicht über die heute Regierenden. Von denen ist doch nichts anderes zu erwarten, als daß sie uns in den Dreck treten. Und dann höre ich immer von der PDS-Führung: »Kritisiert Euch, kritisiert Euch!« Das macht mich fertig. Es gab doch so viele Genossen, die früher meine Hilfe brauchten, die mich lobten und auszeichneten. Wo sind sie heute? Der einzige ehemalige Genosse, der mich noch oft besucht, ist E.K. Er ist der einzige wirkliche Freund, den ich habe. Er war stellvertretender Leiter der VK in Pankow. Der hat unsere AG junger Verkehrshelfer und Schülerlotsen mitgegründet. Oft hat er Busse organisiert, wenn wir mit unseren Schülern irgendwo hinfahren wollten, nach Magdeburg zum Beispiel als Auszeichnung, zu Wettbewerben usw. Er ist aus der Partei ausgetreten. Er arbeitet noch bei der Post in der Sicherheitsabteilung.

Ein ABV organisiert die Ausreise

Ärger gab es immer mal. Zum Beispiel lebte da ein Ehepaar in der Grabbeallee. Die Frau hat mich öfter zu Hilfe gerufen. Ihr Mann, ein Säufer, hat sie geschlagen. Nachdem ich das ein paarmal erlebt habe, habe ich ihm klar gesagt, daß er sich sofort um eine Entziehungskur bemühen soll. Wenn er das nicht täte, würde ich dafür sorgen, daß er zwangsweise dahin kommt. Ich habe dem richtig gedroht. Was denn sonst? Es geht doch nicht, daß einer seine Frau schlägt. Er ging dann auch zur Kur, doch es hat sich nichts geändert. Die Frau wußte nicht ein noch aus. Ich habe ihr dann geraten, sie solle sich doch scheiden lassen, um endlich diesen Kerl loszukriegen. Auch das half nicht. Der kam immer wieder an. Diese Frau hatte nun noch eine Mutter in Westberlin. Die war krank und pflegebedürftig. Ständig ist die Frau rüber, um ihrer Mutter zu helfen. Sie hatte wirklich kein schönes Leben, hier der Säufer, da die einsame Mutter. Wir haben dann darüber geredet, ob es nicht besser wäre, sie ginge ganz rüber. Das täte beiden gut, und den Schläger wäre sie los. Wir waren uns darin einig, und ich habe mich dann darum bemüht, daß sie legal übersiedeln konnte.

Gerade das wurde mir dann vorgeworfen. Das ging soweit, daß ich dachte, sie schmeißen mich aus der Volkspolizei. Als ich nun im Krankenhaus lag mit dem Herzinfarkt, da wollte mich gerade diese Frau hier zu Hause besuchen. Das war sehr schön von ihr.

Es dürfte in Pankow um den Pastor-Niemöller-Platz (früher Kurt-Fischer-Platz) herum neben Helmut Wolff keinen zweiten Menschen geben, den so viele Leute aus persönlichem Erleben kannten. Allein schon für mehrere Schüलगenerationen der ehemaligen Gerhart-Eisler-Oberschule und viele ihrer Eltern war er eine Vertrauensperson. Helmut Wolff war in Niederschönhausen seit etwa 1956 bis in die achtziger Jahre hinein Abschnittsbevollmächtigter der Volkspolizei. Die Gespräche mit ihm habe ich gesucht, um zwei Phänomene zu begreifen: Einmal ging es um die überraschende Tatsache, daß gerade ihm, dem offenen Patrioten »seiner DDR«, selbst in den aufgeregtesten Wendezeiten kein böses Wort, ja nicht einmal ein böser Blick galt. Zweitens wollte ich verstehen, warum er – abgesehen von Altersbeschwerden – in der Nachwendegesellschaft keine Bande fand, zunehmend von Wut, Verbitterung, manchmal sogar richtigem Haß auf die jetzige Welt, ihre Institutionen und Repräsentanten getrieben war und keinerlei Chancen sah, von den heutigen Strukturen aus auf neue Art für eine sozialistische Perspektive zu wirken. Ich erhoffte mir nicht nur Einsichten in den Charakter meines Genossen, eines Mannes, der nie auf der Herrschaftsebene agierte.

Wie benehmen Sie sich!

Es war bei irgendeinem Einsatz. Meine freiwilligen Helfer der VP und ich waren buchstäblich bei Tag und Nacht auf Achse. Der Chef lobte mich und erklärte, wir sollten uns Gedanken machen, wie wir die Helfer auszeichnen. Am nächsten Tag kam ich dann mit Vorschlägen und dem Wunsch nach entsprechenden Geldern zu ihm. Er lehnte glatt ab, als sei davon nie die Rede gewesen. Darauf ich: Ich stehe hier nicht wieder auf, bis ich die Auszeichnungen für die Leute habe. »Wie benehmen Sie sich, Genosse Leutnant!«, wurde der Inspektionsleiter laut. Ich blieb sitzen, und dann rief er doch den Leiter an. »Weisen Sie dem Gen. Ultn. sofort Geld an. Das ist ausschließlich für die freiwilligen Helfer. Er selbst bekommt nichts.« So etwas kam öfter vor. Im übrigen wurden wir beide später doch noch dicke Freunde.

Für das Leben – gegen Kompetenzen verstoßen

In der Grabbeallee lebte ein alter Mann. Der hätte ständige Pflege gebraucht. Er konnte nicht mehr allein aus der Wohnung gehen. Der lag dann plötzlich verletzt und hilflos in seinem Dreck auf der Treppe. Die Nachbarn riefen mich. Wir haben ihn erst einmal wieder in die Wohnung getragen. Ich telefonierte dann mit dem Pankower Krankenhaus. Doch die interessierte das überhaupt nicht. Die wollten einfach nicht kommen. Das sei keine Sache fürs Krankenhaus. Da habe ich denen gesagt: »Wenn Ihr nicht in einer halben Stunde hier seid, könnt Ihr was erleben. Dann beschaffe ich ein Privatauto und setze ihn selbst vor dem Krankenhaus ab. Über Eurer Verhalten werde ich dann die Zeitungen informieren. Ich mache einen Riesenskandal!« Das hat gewirkt.

Tatsächlich gab es dann noch einen Skandal, aber einen ganz anderen, als ich dachte. Die Krankenhauschefs haben sich über mich beschwert. Eine Meldung landete bei meinem Leiter. Ich habe Krach gekriegt. Ich hätte meine Kompetenzen überschritten, gegen Parteibeschlüsse verstoßen. Mit den Parteibeschlüssen war das nämlich so: Befehle und Weisungen verstanden wir ja immer auch als die Durchsetzung von Parteibeschlüssen. So habe ich das auch gesehen und auch gewollt. Wenn ein Genosse nun zum Beispiel Kompetenzen überschritt, also gegen Befehle oder Weisungen verstieß, dann konnte es auch heißen: Du hast gegen Parteibeschlüsse verstoßen. Gerade das aber wollte ich nie. Und doch gab es Situationen, da war mir das scheißegal. Was für das Leben wichtig war, das mußte getan werden, wenn nötig, dann auch sofort. Da war ich mein eigener oberster Chef, und ich bin davon ausgegangen, daß das auch der Sinn von Parteibeschlüssen ist. »Alles für das Wohl der Menschen«, so hieß es doch immer. Und selbst wenn es Streit gab, mir konnte keiner so leicht ein schlechtes Gewissen einreden. Ja, es hat manchmal ziemlichen Krach gegeben.

In der Wende kein böses Wort

Jeder Mensch in Niederschönhausen hat gewußt, daß ich mich für die DDR einsetze. Plötzlich hieß es, wir Genossen seien eine Verbrecherbande gewesen. Und als dann überall eine hysterische Jagd auf solche Leute wie mich losging, da hat hier kein Mensch mir

gegenüber auch nur ein einziges böses Wort gesagt. Das hat mich eigentlich überrascht. Dabei habe ich mich nicht feige verkrochen. Ich habe mich sofort vor die Kaufhalle gestellt und Plakate geklebt. Auch eigene Flugblätter mit meinem Namen habe ich ans Brett geheftet. Ich war auch sonst viel auf der Straße und habe weiter mit den Leuten geredet. Meine Frau hatte immer Angst, daß mir etwas passiert. Manche von den damaligen großen Revolutionären hatten ja auch öffentlich bedauert, daß zur Wende kein Blut geflossen ist. Und hier am Kurt-Fischer-Platz gab es auch Schmierereien. Da stand: »Hängt die Roten auf!« Da habe ich einen Zettel angebracht: »Stelle mich zur Verfügung. Am Sonnabend, 10.00 Uhr.« Ich war auch da; aber niemand ließ sich blicken.

Warum hat mich von den Leuten hier selbst im größten Durcheinander niemand auch nur schief angeguckt? Ich denke, das war so, weil die Leute mich eben kannten. Sie wußten, der Wolff setzt sich für das Leben, für die Leute ein, egal ob er dafür Orden oder Ärger kriegt. Ja, das ist die Erklärung. Ich warte auch immer noch auf den, der mir sagen könnte, worin meine Verbrechen bestanden und wofür ich mich zu entschuldigen hätte.

Worauf können denn diese Leute stolz sein, die heute obenauf sind oder die angeblichen Revolutionäre, die sich dann ganz schnell mit dem dicken Kohl aufs Sofa setzten? Von denen brauche ich mir überhaupt nichts sagen zu lassen. Was haben denn die heutigen Herren aus dem Westen oder die großen Osthelden, die ihnen gleich hintenrein krochen, in all den Jahren für die Leute hier geleistet? Die spielten und spielen sich als Opfer und Helden auf und zwar gerade da, wo es ihnen nur um die eigenen egoistischen Wünsche ging. Ständig redeten sie von den Andersdenkenden, doch die vielen anderen Menschen, deren soziale Sicherheit zum Beispiel heute zerstört ist, interessieren sie diese überhaupt? Hauptsache ihnen geht's gut. Soll ich mich denen gegenüber demütigen?

Was ist von meinen Weltanschauungen geblieben?

Was ich vom christlichen Glauben meiner Mutter mitbekommen habe? Ich hatte nie Probleme, Christen als Partner zu akzeptieren. Ob einer ein guter Mensch ist, ob einer also auch an die anderen Menschen denkt, darüber entscheidet nicht seine Weltanschauung, sondern seine Tat. Es ist bitter, daß ich jetzt wieder in einer Welt leben muß, in der ich immer dreimal fragen muß, kannst du an diese Sache, kannst du an jenen Menschen wirklich glauben. Die heute Herrschenden lügen, wenn sie den Mund aufmachen. An Gysi möchte ich glauben. Die Sylvia-Yvonne Kaufmann gefällt mir und der Michael Benjamin auch. Doch streiten die untereinander auch, jetzt z.B. darüber, ob sie militärische Einsätze über die UNO gutheißen oder nicht. Wem kann man da trauen?

Eigentlich bleiben nur noch zwei Menschen, denen ich absolut Glauben schenke. Das sind Marx und Engels. Du meinst, sie haben sich auch öfter korrigiert, frühere Auffassungen widerrufen und ihre Freunde jäh gewechselt? Trotzdem, die waren ehrlich und sehr klug. An Marx und Engels muß ich einfach glauben.

Kann denn auch der Mensch überhaupt ohne irgendeine Gewißheit leben? Freiheit für alle kann es doch gar nicht geben. Tausend

Was aus den Memoiren ehemaliger Politiker nicht erkennbar, hier sah ich die Chance, etwas von den Mentalitäten derjenigen Menschen zu erfassen, die sich aus subjektiv ehrenwerten Motiven heraus nicht schonten und ohne die die DDR keine zehn Jahre überlebt hätte, die schließlich, für sie völlig unbegreifbar, ihr Lebenswerk vernichtet sahen und dies oft auch als Ende jeder Zivilisation empfanden.

Tatsächlich eröffnete sich aber viel mehr: Ein Blick in ein Jahrhundertleben voller Brüche mit zugleich erstaunlichen oder erschreckenden Kontinuitäten. Für mich völlig unerwartet verweisen die Episoden auf eine – zugegeben noch vage – Idee davon, was in solchen widersprüchlichen Leben und Charakteren Zukunftsfähiges, ja Sozialistisches stecken kann und dies jenseits aller Herrschaftsinstitutionen und allen »menschheitsbeglückenden« Partimanagements leninistischen oder bürgerlich-pluralistischen Typus.

Die eigentliche Entdeckung also: Das Verständnis für eine Art unmittelbaren, geradezu anarchistischen Einsatzes für das Leben, für eine menschliche Substanz, die über alle Wenden hinweg im Alltäglichen zwischen einem Mann wie Helmut Wolff und vielen Menschen ein tragfähiges Übereinkommen herstellte. Es ist dies eine in heutigen politischen und in alten ML-Kategorien nicht faßbare Menschlichkeit. Auch wenn sie von den unterschiedlichsten herrschenden Strukturen genutzt wurde und wird, auch wenn

sie in der nächsten Zukunft sogar wieder von ganz üblen braunen Strömungen ins Gegenteilige verkehrt werden kann, ohne sie, ohne diese tätige stille oder laute Rebellion gegen das Es-muß-sich-rechnen oder/und Wir-müssen-andie-Macht-kommen, ohne diese meist unreflektierte Menschlichkeit ist Zukunft nicht denkbar. Die spannende Frage ist: Unter welchen materiellen Bedingungen können solche Mentalitäten eine tatsächlich menschliche Gesellschaft begründen? Nach Sozialismus zu streben, das könnte in diesem Sinne heißen, solche nichtherrschaftsförmigen Bewegungsformen zu suchen, die unmittelbar von solcher Menschlichkeit geschaffen und getragen werden können. Es geht um Mentalitäten und Bewegungen, die keiner selbst-ernannten oder gewählten Götter, Gurus und Medienstars einerseits und keiner Gläubigen andererseits mehr bedürfen. Helmut Wolff brauchte die seinerzeitigen Herren nicht, um sich mit Lust fürs Leben einzusetzen. Doch er konnte sich bis zum Schluß nicht freimachen von seiner Gläubigkeit an sie, von seiner auch selbst-betrügerischen Hoffnung auf die nun wirklich guten, wissenden, ehrlichen Führer. Wer, egal auf welcher Seite einst stehend, erkennt in dem, was bei ihm besonders offen zutage trat, nicht auch sich selbst? Jedenfalls wurde offenkundig beides, unmittelbare Menschlichkeit und Autoritätsgläubigkeit, von den unterschiedlichsten Menschen seiner Umgebung als etwas ihnen Vertrautes akzeptiert. Ist die Hoffnung so unberechtigt,

Leute wollen hierhin, tausend dorthin. So zerfällt jede Gesellschaft und siegen tun nur die Brutalsten. Das ist doch ein Horror.

Ich habe nie eine höhere Schule besucht. Ich habe mich auch immer als einen ungebildeten Menschen angesehen. Es kann doch auch nicht sein, daß nur der, der zwanzig Jahre lang Schulen besucht hat, selbst wissen kann, was er zu tun hat, wo eine Zukunft liegt. Mein Studium war die Straße. Ich habe mich auf die Leute eingelassen und hatte dabei über viele Jahre Erfolg und Freude. Und von dorthen nehme ich auch noch eine Gewißheit, die kann mir niemand nehmen: Ich glaube, daß es immer wieder Anständigkeit, Hilfsbereitschaft und Liebe zu anderen Menschen gibt. Auch Menschen, die anständig sind, können ganz unterschiedliche politische Auffassungen haben und in ganz verschiedene Richtung wollen. Wenn sie aber anständig sind, werden sie sich nicht bekriegen, den anderen nicht unterdrücken. Das ist doch eben die Anständigkeit. Die unterschiedlichsten Leute, wenn sie nur wollen, können sich an einen Tisch setzen und dann auch einen gemeinsamen Weg finden. Das hat es in der Geschichte für ganze Völker noch nie gegeben, es lief immer auf das Wer-Wen? hinaus. Ja, das stimmt. Aber unter den einzelnen Menschen gibt es das doch immer wieder. Und die Möglichkeit dazu, daß so auch einmal viele Menschen handeln, die gibt es doch. Oder etwa nicht? Wenn wir gemeinsam in Not sind, dann müssen wir uns nicht bekriegen. Dann findet man Wege, mit denen alle leben können. Daß es immer wieder auch anständige Menschen gibt, das ist gewiß.

Na, und dann gibt es natürlich noch etwas, an das ich fest glaube – an die Treue meiner Frau. Wir sind fast sechzig Jahre verheiratet, stell dir das mal vor, und ich will noch ein bißchen leben mit meiner Frau.

Was richtig war und was nicht, darüber lasse ich keine Herren entscheiden

Ich habe mit den Oberen selbst gar nichts zu tun gehabt. Die brauchte ich doch damals nicht dazu, um meine Arbeit zu tun und dabei glücklich zu sein. Es stimmt zwar, ich hatte oft auch deshalb ein gutes Gefühl, weil ich glaubte, in voller Übereinstimmung mit unserer Führung einer gemeinsamen guten Sache zu dienen. Doch entscheidend war und bleibt, was heute immer weniger Menschen von sich sagen können: Ich habe eine Arbeit geleistet, die für die Menschen nützlich war. Das kann im nachhinein nicht dadurch etwas Schlechtes sein, weil unsere Oberen so edle Menschen nun doch nicht waren. Und die heutigen Herren haben gleich gar kein Recht, meine Leistungen herabzuwürdigen.

Im Radio wurde jetzt darüber berichtet, wie ein Minister in einer Schulklasse das Leben in der DDR schildert. Die Kinder können das nicht überprüfen. Sie müssen dem Mann, der eine sehr freundliche Stimme hatte, glauben, daß das Leben hier nur ein einziger Horror war. In welchen guten oder schlechten Verhältnissen sie heute auch leben, eines wird ihnen als ein ganz großes Glück verkauft: Sie mußten nicht in der DDR leben. Das alles ist ein großer Betrug. Ich bin nun alt und krank und kann nichts gegen solche Lügen tun.

Traum Diepgen

Ich habe letztlich geträumt, daß der Diepgen von irgend jemand fast erschlagen wurde. Er lag schon am Boden, doch junge Leute droschen weiter auf ihn ein. Alle standen drum rum. »Schluß jetzt«, ging ich dazwischen. »Halt die Schnauze, Alter«, brüllten die mich an. Ich schnappte mir einen Stock und holte aus. Da sind sie abgehauen. Warum ausgerechnet ich den Diepgen gerettet habe, wo es doch ein einziges Verbrechen ist, was seinesgleichen mit den Leuten aus dem Osten anstellen? Ich kann nicht anders. Keiner hat das Recht, irgendeinen anderen Menschen, wenn er in Gefahr ist, liegen zu lassen. Und wenn es mein schlimmster Feind ist, das gibt es nicht. Nein, danken werden es uns diese Herren nicht. Die können einfach nicht akzeptieren, daß wir früher ohne sie auskamen und nicht einmal so schlecht. Sie erklären das, was früher im Osten Recht war und ein vernünftiges Leben sicherte, einfach zu Unrecht. Was müssen sie für eine Angst haben! Sie werden immer weiter auf uns einschlagen. Ich habe da eine solche Wut und sogar einen Haß, wie ich ihn früher nicht kannte. Und doch würde ich selbst den Diepgen retten, wenn er so daliegt.

40 glückliche Jahre

Die 40 Jahre DDR waren für viele Menschen eine gute Zeit. Für mich aber waren es die glücklichsten Jahre des Lebens. Die Gründe dafür sind in meiner Jugend zu finden. Da gab es Armut, Unsicherheit, eine ungeheure Kriminalität, Prostitution und Arbeitslosigkeit: Und heute ist es wieder so. Wir sind wieder dort, wo wir in meiner Jugend bereits waren. Man muß sich das mal vorstellen!

Wer meine Jugend, die DDR-Zeit und die heutige Welt miteinander vergleicht, der kann begreifen, warum ich immer »meine DDR« gesagt habe, warum ich sie liebte. Für das, was ich selbst mit aufgebaut habe, schäme ich mich nicht, für nichts, aber auch für gar nichts. Den jetzigen Staat und die heute bestimmenden Politiker dagegen kann ich nur verachten.

Von meiner eigenen Partei werde ich auch noch dauernd aufgefordert, ich sollte mich wegen meiner Vergangenheit kritisieren und endlich in der heutigen Gesellschaft ankommen. Daß ich eine andere Welt wollte als die, die ich von früher kenne, und die, in der wir heute leben müssen, ist das etwa zu kritisieren? Ich will auch nicht in Arbeitslosigkeit, in Unsicherheit, in Armut oder in riesenhaftem Reichtum ankommen. Dieses ständige Gerede hatte mich schon fast dazu gebracht, alles hinzuschmeißen, zu vernichten. Doch nichts soll vergessen werden. Ich kann und ich will stolz sein auf das, was ich geleistet habe. Meine glücklichsten Jahre kann mir keiner nehmen.

Helmut Wolff ist am 26. Januar 2000 gestorben.

daß diese (ostdeutschen) Menschen ihre ohnehin erschütterte Gläubigkeit an irgendwelche gute Herren völlig aufgeben und sich dann auf menschliche, gemeinschaftliche Weise wirklich um sich selbst kümmern?

Helmut Wolff sah nach der Wende keinerlei Chance mehr, daß die politischen Strukturen der DDR je wieder Geltung erlangen könnten. Ebensowenig billigte er den jetzigen bundesdeutschen Strukturen Zivilisationsverträglichkeit zu. Beides zeugt von Realismus, von einem tieferen als dem seiner Realo-Partei, die sich flugs wieder herrschaftskonform gestaltete, und der, nun an Westverhältnisse angepaßt, diese »einfachen« Wolffs ziemlich peinlich sind. Politisch noch fixiert auf die Kalten-Kriegs-Alternativen, sah er innerhalb dieser Koordinaten keinen lebenswerten Ausweg mehr. Doch gerade dieser Mut des Realisten, der seinen menschlichen Anspruch nicht aufgab, drängt etztlich zu einer wirklichen Alternative zu Ost und West. Das kann seine Generation nicht mehr leisten. Diejenigen Züge seiner Persönlichkeit jedoch, die Helmut Wolff in Niederschönhausen zu einem bei Freund und »Feind« geachteten Menschen werden ließen, verweisen den Suchenden auf Zukunft.

ULRICH WEISS